

Eine wahre Geschichte : ein Hund im Souffleerkasten

Autor(en): **Schär, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 44

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649497>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eine wahre Geschichte: Ein Hund im Souffleurkasten

Von Adolf Schär

Im Männerchor von Blasmerfultigen wird das Winterprogramm besprochen. Wie gewohnt, soll wiederum ein Theaterstück aufgeführt und dasselbe von vaterländischen und Liebesliedern eingerahmt werden. Über die Viederauswahl gibt es keine Meinungsverschiedenheiten; dem bewährten Dirigenten wird einhellig zugestimmt. Anders aber verhält es sich mit dem Theaterstück. Der Präsident gibt einleitend bekannt, daß er diesbezüglich vorgearbeitet und bei einigen prominenten Mitgliedern Textbüchlein habe zirkulieren lassen. Diese fordere er nunmehr auf, sich zum Wort zu melden. Er, der Präsident, habe, was seine Person betreffe, bereits Stellung bezogen, er wolle indessen der freien Diskussion nicht vorgreifen.

Der Schulmeister meldet sich, setzt seine Brille auf und beginnt: „Meine Herren! Angesichts der guten Tradition, deren sich Blasmerfultigen in bezug auf das Theaterwesen von jeher erfreute, aber auch im Hinblick auf den großen Ernst der gegenwärtigen Zeiten, sollten wir auf ein gehaltvolles Stück greifen. Es müßte darin von jenen Problemen die Rede sein, welche uns alle zutiefst beschäftigen. Von allen Stücken, die mir hier vorgelegen haben, entspricht diesen Forderungen dasjenige mit dem Titel „Geld und Geist“ weitaus am besten. Es handelt sich um die Dramatisierung eines Gotthelfschen Romans, und es wäre zu wünschen, wenn dieser große Dichter und Deuter des Schweizerturns auch bei uns einmal zu Ehren gezogen würde. Allein schon sein Name bürgt für einen Erfolg.“

Als zweiter griff Habegger Samuel ein: Er bekleidete im Militär den Rang eines Feldweibels und fühlte sich auch im Zivilleben gerne für eine ganze Kompanie verantwortlich. Mit weithinschallender Stimme plädierte er für das Stück „Elsi, die seltsame Magd“, welches ebenfalls einen Gotthelfstoff behandle und in ergreifender Weise die Landesverteidigung verherrliche. Seiner Meinung nach kämen nur diese zwei Stücke in Betracht. Über die andern wolle er kein Wort verlieren, sie seien lauter Schmarren.

Dieser despektierliche Ausdruck brachte sofort verschiedene Anwesende zum Husten. Auf den hintern Bänken flüsterten zwei Bauern halblaut miteinander: Ihnen wäre, so meinten sie, von beiden, Geld und Geist, das Geld lieber und an ihren seltsamen Mägden zuhause hätten sie bereits mehr als genug. Ein anfängliches Gekicher wuchs zum Gelächter aus, als der Text des Gesprächs nach vorne weitergegeben wurde. Dem Präsidenten leistete diese Situation gute Dienste. Er war seines Zeichens Wirt und daher froh, aus dem Bereiche Gotthelfs hinaus zu kommen. Er besaß in literarischen Dingen seine eigenen besonderen Maßstäbe.

Man müsse — so legte er nun wichtig dar — auch beim Theaterpielen die realen Verhältnisse nicht aus den Augen verlieren. Dazu gehörten in Blasmerfultigen zunächst die vorhandene Bühne, auf der nicht jedes Stück Platz habe, denn sie messe bekanntlich nur vier auf sieben Meter. Ferner weise das Kulissenmaterial nur einen Hintergrund mit Eiger, Mönch und Jungfrau im Alpenglühen, die Seitenkulissen einen Wald, ein Bauernhaus sowie eine Bienenwirtschaft auf. Das genüge weder für „Geld und Geist“ noch für die „Seltsame Magd“, und die Kosten müßten die zu erwartenden Einnahmen zum vornherein aufessen, wollte man diese Stücke würdig zur Darstellung bringen. Nun aber befände sich unter den vorliegenden Werken eines, das mit den vorhandenen Requisiten in jeder Beziehung übereinstimme und daher ohne die geringsten Kosten gespielt werden könnte.

Soweit gekommen, fiel ihm jetzt der Ausdruck „Schmarren“ wieder in den Sinn. Das gab ihm Auftrieb zu folgenden Schlußbemerkungen: „Was diesen Schmarren betrifft, so muß

ich ihn in bezug auf das Stück „Die Zigeunerbraut“ des entschiedensten zurückweisen und mich dagegen verwahren. Ich bin in dieser Sache kein Neuling mehr und bekenne, daß die Zigeunerbraut gerade dasjenige Stück ist, welches uns zu einem durchschlagenden Erfolge führen könnte. Es enthält die von den Vorrednern gerühmten Probleme ebenfalls, wenn auch in abgekürzter Form; darüber hinaus aber entwickelt es eine Fülle von Handlungen, die jene andern zusammengekommen nicht aufbringen. Und so wie ich die Leute hierzulande kenne, wird schon der Titel sie in Scharen herbeilocken. Es tritt darinnen auch ein Hund auf, und was diesen Hund betrifft, so darf mit Fug und Recht behauptet werden, daß einzig diese Tatfache schon ein „Novum“ darstellt. (Er hatte dieses Wort bei hohen Gästen seiner Wirtschaft einmal aufgeschnappt.) Jedenfalls ist in Blasmerfultigen bis jetzt noch nie ein Hund aufgetreten — auf der Bühne, meine ich!“ Mit dieser Bemerkung erstickte er ein anhebendes Gelächter im Keime.

Die Stimmung hatte, — mit Ausnahme natürlich des Schulmeisters und Habegger Samuels — längst zugunsten des Ochsenwirtes umgeschlagen. Er hätte sich ruhig jeder sittlichen Entrüstung gegen den „Schmarren“ enthalten können: In Blasmerfultigen ist noch selten etwas gegen den Ochsenwirt zustande gekommen. Einzig Roby, dem jeweilen das Amt eines Souffleurs zufiel, warf ein, ihn bringe der stärkste Mann nicht in den Souffleurkasten, falls man einen Hund auftreten lasse; er habe mit Hunden schon ganz üble Erfahrungen gemacht. Man suchte ihn mit dem Hinweis auf einen Maulkratten zu trösten und brachte dann das Stück mehrheitlich zur Annahme.

So kam es, daß bald darauf an den Plakatsäulen und -wänden folgendes zu lesen war: Großes Theater in Blasmerfultigen „Die Zigeunerbraut oder Stürmische Nacht in Ungarn“ bei Anwesenheit des Autors. Nach den Abendvorstellungen gemüthliche Vereinigung mit Tanz; Kapelle „Das Lächeln am Thunersee“.

Als der große Tag gekommen war, strömten die Leute in Scharen dem „Ochsen“ zu, und der Wirt wiederholte eins über das andere Mal: „Hab' ich's nicht immer gesagt?“

Die zwei ersten Aufzüge gingen bei mäßigem Beifall vorüber. Alles war gespannt auf den Höhepunkt im dritten Akt. Die Sache mit dem Hund hatte sich herumgesprochen.

Endlich nahte der große Moment. Roby hieb mit einem Beil auf das Träm und verschwand im Souffleurkasten. Der Vorhang hob sich. Nacht auf der Bühne; Zigeuner liegen herum; im Vordergrund der Häuptling schlafend; neben ihm die gefesselte Zigeunerbraut. Es rauscht in den Kronen; Donner grollt und Blicke suchen. Man weiß, es naht sich die Polizei mit dem Hund zur Befreiung der entführten Braut. — Ergreifend!

Plötzlich hörte man hinter den Kulissen flüstern: „Du, wo ist der Maulkratten? — Donnerwetter, der Maulkratten! — ich muß auftreten.“ Und Antwort schallt's: „Weiß der Teufel, wo der Maulkratten ist; ich finde ihn nirgends. Mußt halt ohne ihn ...“

Und siehe, der Landjäger erscheint mit dem ungeführten Hund an der Leine. Im gleichen Augenblick Blitz und Donner Schlag; der Hund erschrickt und bellt; das Publikum lacht; das Bellen verdoppelt sich; der Landjäger sucht zu beschwichtigen, und als ihm dies nicht gelingt, verfehrt er dem Tier eins auf die Schnauze. Das hatte gerade noch gefehlt! Der Hund rast, und weil Roby sein Stichwort — um die Handlung in Gang zu setzen — immer eifriger aus dem Kasten heraus zischt, glaubt sich der Hund gehebt und wendet seine Stimme dem Souffleur zu,

der eine heftig abwehrende Gebärde gegen ihn hin macht. Das war genug! Der Hund stürzt sich kurzerhand in den Kasten, worauf Koby mitsamt diesem in die Höhe schnellst, das Gleichgewicht verliert und hintüber in den Zuschauerraum hinunterfällt.

Licht, Licht! — möggt jetzt die Menge, klatscht wie wütend Beifall, in der Meinung, das alles hätte zum Stück gehört. Man hörte sagen: So etwas Großartiges habe man doch noch nie gesehen und erlebt. Wo auch der Autor sei? — der müsse auf die Bühne.

Anders der Souffleur. — Dieser fluchte in allen Zeichen und drohte den Verfasser und den Vorstand vor den Richter zu

nehmen. Beide solle mitsamt dem Hund der Teufel holen. Und verließ wie ein abziehendes Gewitter den Saal.

Der Schulmeister und Habegger sahen einander vielsagend an. Habegger meinte, diese „Novität“ habe wirklich eingeschlagen, aber anders, als man gehofft hatte. Vielleicht aber seien die Bläserfultiger jetzt ein für alle male geheilt. Der Schulmeister dagegen sagte: „Ich fürchte sehr, daß ihnen der Hund tiefer sitzt, als du meinst.“

Der Verfasser war nicht auf die Bühne zu bringen. Er beschloß still bei sich, im Falle einer zweiten Auflage des Stückes, an der betreffenden Stelle in Klammern die Bemerkung anzubringen: „Der Hund kann auch weggelassen werden.“

Die Geißweidbäuerin und ihre Tochter

von Martha Schwendener-Egli

Die Geißweidbäuerin — im Dorf nur die Dorathee genannt — gräbt auf dem Losacker die Kartoffeln. Die Ernte ergibt gut. Bei jedem Hackenschlag kolkern die rundlichen Knollen hervor, und schnell füllt sich jeweils der Korb. Der herbe Bodengeruch steigt in die Luft. Die feuchte Erde klebt an den Fingern der Dorathee. Herbstwind streicht um das rotbackige Gesicht der Berglerin, spielt mit den braunen, krausen Haaren, die sich lustig unter ihrem Kopftuch hervorringeln.

Dorathee legt das Grabwerkzeug zur Seite, greift nach einem Sack und leert den vollen Korb. Wieder gräbt sie — und wieder leert sie die Früchte des Bodens in den Sack. Als auch der Sack voll ist, da framt die Dorathee einen Bindfaden aus der Schürzentasche, verschnürt und mit einem Ruck hebt sie ihn auf. Doch sogleich läßt sie ihn wieder fallen. Ein Wehlaut — unterdrückt — kommt über ihre Lippen. Mit beiden Händen langt sie nach dem Kreuz. Sie horcht in sich hinein, stöhnt wieder, und geht dann langsam heimzu.

Gleich darauf hängt die Dorathee ein Bettuch vor das Kammerfenster. So hat sie es mit der Hebammengret abgemacht — bei Tag ein Bettuch, des Nachts eine brennende Laterne — das sei das Zeichen.

Das erhitzte Gesicht der Hebammengret zeugt davon, daß sie sich beeilt hat, in die Geißweid hinaufzukommen. Aber als sie die steile Plattentreppe erklimmt und in den Hausflur tritt, tönt ihr schon ein Kinderschreien entgegen. „Eh, eh“, macht die Gret und hastet nach der Kammer.

Tags darauf kam eine Berglerin und besorgte — um Gottslohn — den Geißweidhaushalt, wäscht und schaut zu Mutter und Kind. Im Dorf heißt es, daß die Dorathee ein Mädchen bekommen habe, und dem Säumer gibt man den Bericht für den Vater, den Hannes, mit, der oben in den Bergen am Holzen ist. — „Ein Mädchen, so —“, macht der, als er's vernimmt. „Berichte, daß ich am Samstag hinunterkomme.“

Die Geburt — ein Ereignis? Nein. Niemand macht da ein großes Wesen daraus, und knapp zwei Wochen später gräbt die Geißweidbäuerin die letzten Kartoffeln. Daheim schreit sicher das Kind. Sie hört es nicht, aber sie fühlt es. Doch sie kann jetzt nicht schon wieder nach Hause; es ist Zeit mit den Kartoffeln, sonst schneit es noch hinein.

• • •

Nicht ganz ein Jahr später. Die Dorathee mäht „auf den Platten“ das Heugras. Hie und da schaut sie nach dem Kind, das drüben auf einer Heublache im Schatten einer Esche liegt.

Das Mädchen schläft — die Mutter ist dessen froh. So kann sie ruhig weiter schaffen.

Wie heiß der Tag ist! Sonnenglast liegt über den Hängen, Feuchtigkeit steigt aus dem Boden, dem frischgemähten Gras. Die Schwüle benimmt den Atem, treibt den Schweiß aus den Poren. Aber Dorathee werkt stetig weiter. Man ist sich das am Berg gewohnt. Heiß brennt im Sommer die Sonne gegen die Halden, stürmisch kommt der Herbst, eifrig der Winter, und brausend segt im Frühjahr der Föhn den Schnee wieder ab den Matten. Das ist so der Zeit Lauf. Immer kommt eins nach dem andern, so ziemlich zu seiner Zeit. Und so wie es jetzt ist, ist schon das richtige Heuwetter.

Dorathee hat die Art, wie sie alle einsamen Bergler haben: sie werkt, ohne viel zu sinnern. Was soll man auch immer durch den Kopf gehen lassen? Von der Arbeit — ja. Auch von den Sorgen. Aber immer mag man auch nicht daran denken. Da kommt man mit der Zeit dazu, das Denken einfach auszuspalten. Die Füße stapfen ja von selber die Hänge auf und ab. Die Hände kennen längst ihr Werk. So schafft die Dorathee.

Doch plötzlich schreckt sie auf, schaut sich um. Wie ein Wild, das Gefahr wittert, ist es. Ein klemmendes Gefühl hat sie in der Brust. Nichts hört sie, nichts sieht sie. Aber es ist etwas in der Nähe. Irgend etwas. — Das Kind! Dorathee steckt die Spitze des Senfenblattes in den Boden, eilt über die Platten hinunter, reißt das schlafende Kind in die Höhe.

Das kleine Mädchen wacht kaum auf. Die Dorathee aber bleibt wie versteinert stehen. Sie fühlt, wie sich ihre Haare sträuben, spürt die Haut sich fröstelnd zusammenziehen. Auf der Heublache liegt der gerollte Körper einer Schlange. Am warmen Leib des Kindes hat sie sich angeschmiegt. Nun hebt sie den Kopf, züngelt und freucht in das nahe Gebüsch.

„Wie konnte ich das bloß ahnen?“ staunt Dorathee. Sie hat es in sich gespürt, einfach gespürt, die Gefahr, die ihrem Kinde drohte.

Noch zittern ihre Hände, als sie die Blache an zwei Äste knüpft und das Kind in die Hängewiege legt. „Wie konnte ich das bloß ahnen?“

* * *

Seither tickt zwanzig Jahre lang die Uhr in der getäferten Stube der Geißweid. Die lustigen, braunen Haarringel der Dorathee fangen weiß zu schimmern an. Im Gesicht sind Runenzeichen der Zeit. Das Leben einer Bergbäuerin ist ja meist gleichmäßig hart, eintönig. Aber es gibt doch unter jedem Dach